Der falsche Hundertmarkschein.

Roman von Arthur Zapp.

I.

Der Untersuchungsrichter, Landgerichtsrat Werder, hatte eben die dritte Vernehmung beendet. Er sah nach der Uhr. „Noch etwas? Oder ist heute Schluß?"

Der alte Gerichtsdiener, der das joviale Wesen des Vorgesetzten schon seit zwanzig Jahren kannte, schüttelte wichtig mit dem Kopf. „Nee, noch nicht, Herr Landgerichtsrat. Nun kommt erst der wichtigste Fall!"

Der Untersuchungsrichter lächelte.

„So? Na, was ist denn das, Schröder?"

Der Gefragte zeigte eine dienstliche, ernste Miene.

„Falschmünzersache!"

Auch das Gesicht des Untersuchungsrichters verriet amtliches Interesse.

„So? Handelt es sich um die falschen Hundertmarkscheine?"

Der Gerichtsdiener nickte eifrig.

„Jawohl, doch!"

„Also!"

Landgerichtsrat Werder winkte. Der alte Schröder eilte davon, und der diensttuende Kriminalkommissar vom Polizeipräsidium trat ein. Er erstattete kurz den Bericht. Am Vormittag des gestrigen Tages sei ein junger Mann festgenommen worden, als er im Begriff gewesen, in einer Weinhandlung in der Potsdamer Straße einen falschen Hundertmarkschein zu wechseln. Wie der Herr Landgerichtsrat wisse, seien seit einiger Zeit falsche Hundertmarkscheine im Umlauf, die so geschickt nachgemacht seien, daß sie nur mit großer Sorgfalt als Falsifikat erkannt werden, und daß sie nur von einem äußerst gewandten Menschen hergestellt sein könnten. Allem Anschein nach habe man es in dem Festgenommenen nicht nur mit einem Verbreiter, sondern mit dem Hersteller der falschen Scheine zu tun. Der junge Mann sei von Beruf Maler, ein notorisch armer Teufel, dem es herzlich schlecht ergangen und der erst vor kurzem in Besitz etlicher Geldmittel gelangt sei. Wenn es auch noch nicht gelungen sei, die eigentliche Werkstätte des Falschmünzers zu entdecken, so habe doch eine bereits gestern vorgenommene Haussuchung ein Korpusdelikti zutage gefördert. Der Sprechende kramte aus der Aktenmappe, die er unter dem Arm trug, zwei Blätter hervor, die Abbildungen der beiden Seiten eines Hundertmarkscheines in künstlerisch schwungvoller Weise mittels Federzeichnung darstellten. Der Untersuchungsrichter nahm die Zeichnung in die Hand und betrachtete sie angelegentlich.

„Aber", meinte er, „das ist doch nur eine Skizze ohne Farben!"

„Freilich", entgegnete der Kommissar, „es ist sicherlich nur der erste flüchtige Entwurf, den der Verfertiger aus Nachlässigkeit in seiner Wohnung liegen gelassen hat, während er die späteren vervollkommneten Ausführungen in seiner heimlichen Werkstatt, die wir ja hoffentlich bald entdecken werden, aufbewahrt. Wie diese Herren Verbrecher nun einmal sind", fuhr er mit lächelnder Genugtuung fort, „eine Dummheit pflegen sie ja zu unserem Glück immer zu begehen!"

Der Untersuchungsrichter nickte.

„Hat er gestanden?" fragte er.

„Im Gegenteil! Er bestreitet jede Schuld auf das energischste. Ja, das ist ein ganz Hartgesottener!"

„Haben Sie das Protokoll?"

Der Kommissar legte ein dünnes Aktenstück auf den Tisch des Untersuchungsrichters. Dieser überflog die wenigen Seiten und gebot dann, den Verhafteten vorzuführen. Es war ein junger Mann im Alter von 28 bis 30 Jahren, der vom Gerichtsdiener hereingeführt wurde. Die äußere Erscheinung war nicht übel, wenn auch die Kleidung etwas Saloppes hatte. Schwarzes, lockiges Haar fiel fast bis auf den Kragen der braunen Sammetjoppe herab; das etwas bleiche Gesicht mit der kühnen Adlernase und den großen, lebhaften braunen Augen war von einem kurzgehaltenen Vollbart umrahmt. Der junge Mann schien etwas cholerischer, heftiger Gemütsart, denn kaum stand er vor dem Richter, so sprudelte er ungestüm hervor: „Ich muß gegen diese schimpfliche Behandlung aufs schärfste protestieren. Man fesselt mir die Hände wie einem schweren Verbrecher, sperrt mich eine ganze Nacht lang mit allerlei Gesindel zusammen und gibt mir des Morgens eine Brühe zum Frühstück, wie —"

Der junge Mann schauderte sichtlich zusammen; die Röte des Zornes und der Entrüstung stieg ihm ins Gesicht, und nachdem er Atem geschöpft, wollte er mit voller Lungenkraft in seinem Protest fortfahren, als ihm der Untersuchungsrichter zuvorkam und ihn, ohne von dem flammenden Protest die geringste Notiz zu nehmen, trocken fragte. „Wie heißen Sie?"

Der Gefragte sah verblüfft zu dem Beamten hinüber, die Ruhe des alten Herrn schien ihn sichtlich zu imponieren, und er entgegnete schnaufend, seine Erregung bekämpfend: „Fritz Stangen!"

„Beruf?"

„Kunstmaler."

„Und wohnen?"

„In der Yorckstraße 235 bei der Witwe Kunze."

„Na, setzen Sie sich! Wir werden wohl länger zu verhandeln haben."

Landgerichtsrat Werder zog seine Taschenuhr und ein Ausdruck von Ungeduld glitt über sein von einem graumelierten Vollbart umrahmtes Gesicht mit den gutmütig blickenden graublauen Augen.

Der Untersuchungsgefangene folgte der Einladung, und auch der Kommissar nahm Platz. Der Untersuchungsrichter blickte wieder in das vor ihm liegende Aktenstück, las ein paar Zeilen und richtete dann seinen Blick auf den Polizeibeamten.

„Das eigentliche Korpusdelikti?"

„Befindet sich in dem Aktenstück, Herr Landgerichtsrat."

Zugleich erhob sich der Kriminalkommissar, trat an den Tisch des Richters heran und deutete auf die auf die Rückseite des letzten Blattes geheftete Banknote.

„Ist denn das Falsifikat festgestellt?" fragte der Richter.

„Gewiß, Herr Landgerichtsrat. Sie können sich selbst überzeugen."

Der Polizeibeamte griff in seine Rocktasche, zog eine Brieftasche hervor und entnahm derselben einen Hundertmarkschein. Diesen legte er, sich über den Tisch beugend, neben den in dem Aktenstück befindlichen Schein.

„Das Falsifikat ist, wie gesagt, dem Original täuschend ähnlich". Der Sprechende drehte seinen Kopf nach dem Arrestanten herum und fuhr lächelnd fort: „Der Verfertiger ist ein großer Künstler, aber" — ein höhnender Sarkasmus klang aus der Stimme des Beamten — „wie die Herren Künstler nun einmal sind, zerstreut und vergeßlich. Sehen Sie nur, Herr Landgerichtsrat" — der Sprechende wandte sich wieder voll dem Untersuchungsrichter zu, während der Maler ärgerlich mit den Achseln zuckte — „hier bei der weiblichen Figur, die zur rechten Seite des Medaillons kniet, sehen Sie einige Garben und darüber ein paar Früchte. Unten, ganz rechts, zwischen Apfel und Nuß, befinden sich auf dem echten Kassenschein vier kleine Blätter. Die hat der Plagiator merkwürdigerweiser weggelassen.

Der Landgerichtsrat blickte angelegentlich auf die angegebene Stelle des echten, ihm von dem Kriminalkommissar überreichten Hundertmarkscheines und verglich damit den entsprechenden Punkt auf dem Falsifikat. Starkes Staunen malte sich in seinen Mienen, und lebhaft entgegnete er: „Wahrhaftig, die Blätter fehlen ganz auf dem falschen Schein. Aber da ist die Fälschung ja doch mit Leichtigkeit zu erkennen!"

Ein schnell verschwindendes Lächeln zuckte über die Mienen des Kommissars.

„Allerdings — wenn man den Fehler kennt. Aber der ahnungslose Empfänger wird von selbst kaum darauf kommen, um so weniger, als im übrigen die Nachahmung: die Bilder, das Papier, die Schraffierung und sogar die Wasserzeichen — ganz brillant gelungen ist."

Der Richter nickte.

„Freilich, freilich!"

Er beugte sich zu dem Untersuchungsgefangenen hinüber.

„Befindet sich der Fehler auf allen Ihren Falsifikaten, oder haben Sie ihn später korrigiert?"

Der temperamentvolle Künstler sprang elastisch auf seine Füße.

„Unsinn!" schrie er zornig. „Ich verbitte mir das. Ich bin kein Falschmünzer, eben so wenig wie Sie!"

„So — so! Nun, wir werden ja sehen!"

Der Kriminalkommissar flüsterte dem Untersuchungsrichter ein paar Worte zu, worauf der letztere die Federzeichnungen, die ihm der Polizeibeamte zuerst überreicht hatte, aufmerksam betrachtete. Ein Blitz des Triumphes zuckte in den Augen des alten Herrn.

„Wirklich! Auch hier in dem ersten Entwurf befindet sich schon die Ungenauigkeit, auch hier fehlen die vier Blätter!"

Er hatte sich in seinem Eifer weit vornüber geneigt und sah den ihm gegenüberstehenden Untersuchungsgefangenen schadenfroh in die Augen.

Der aber bewegte geringschätzig die Schultern.

„Natürlich! Habe ich doch die Zeichnungen erst nach dem Hundertmarkschein, der mir gestern abgenommen ist, hergestellt."

Der Kriminalkommissar sah ironisch lächelnd zu dem Richter hinüber, und auch um die Lippen des alten Herrn zuckte es sarkastisch.

„So — so! Also erst nachher? Sagen Sie mal, zu welchem Zweck fertigten Sie denn diese Federzeichnung an?"

Der Gefragte senkte verlegen sein Gesicht; seine Atemzüge begannen heftiger zu gehen, und es schien sich etwas wie ein Kampf in seiner Brust abzuspielen. In seinen sympathischen intelligenten Gesichtszügen prägte sich eine offenbare Unsicherheit und Unentschlossenheit, ein zögerndes seelisches Schwanken aus.

„Warum antworten Sie nicht?" fragte der Untersuchungsrichter.

Der Untersuchungsgefangene erhob seinen Blick; seine geballten Hände lösten sich, und die ganze Gestalt streckte sich. Langsam, mit innerem Widerstreben und mit leiser, von Scham durchzitterter Stimme begann er zu sprechen: „Es war eine Kinderei von mir. Ich hatte lange keinen Hundertmarkschein besessen, und als nun der Hundertmarkschein vor mir lag, da dachte ich: Wie lange wird's dauern, und er ist fort! Ach, wer doch mehr solcher schönen blauen Scheine hätte! Und da fuhr mir der Gedanke durch den Kopf — erhitzt wie ich war, durch den unvorhergesehenen Glücksfall — da dachte ich bei mir: ob es wohl schwer sein mag, einen solchen Schein zu fabrizieren? Und mechanisch, ohne bestimmten Zweck, ohne bewußte Absicht, griff ich zur Feder und kopierte die beiden Zeichnungen von dem vor mir liegenden Original."

Der Kommissar und der Untersuchungsrichter sahen einander an, und aus beider Blicken sprach deutlich die Ueberzeugung: „Das ist kein gewöhnlicher Verbrecher! Das ist ein ganz Raffinierter!"

Der Maler hatte wieder sein Gesicht gesenkt, über das sich während seiner Erklärung eine dunkle Röte gebreitet hatte. Beide, der Polizeibeamte sowie der Richter, betrachteten den schweigend Sitzenden, gleichsam von Scham Ueberwältigten mit skeptischen Blicken und dachten: „Welch ein Komödiant!"

Der Untersuchungsrichter zuckte mit den Schultern und nahm das Verhör wieder auf, indem er zugleich seiner Stimme einen strengeren Klang gab.

„Sie geben also zu, den falschen Hundertmarkschein da besessen und versucht zu haben, ihn in der Weinhandlung von J. C. Wagner in der Potsdamer Straße zu wechseln?"

„Freilich."

„Sie haben aber nicht gewußt, daß der Hundertmarkschein falsch war?"

„Nicht im geringsten. Wie hätte ich denn auf so etwas kommen können?"

„Jedenfalls aber werden Sie wissen, wo Sie den Hundertmarkschein her haben?"

Eine deutliche Verlegenheit zuckte über das Gesicht des Arrestanten und er zögerte mit der Antwort.

„Sie sprachen vorhin von einem unvorhergesehenen Glücksfall", fuhr der Untersuchungsrichter nach kurzer Pause fort. „Was meinten Sie damit?"

„Nun — es war für mich ein großes Glück, die hundert Mark erhalten zu haben."

„Es ging Ihnen also nicht gut?"

„Nein!" Das Gesicht des Malers verfinsterte sich und seine Stimme nahm einen dumpfen, gepreßten Ton an. „Ich hatte schon lange nichts mehr verkauft. Man malt eben nicht für den Geschmack der Menge und hat keinerlei Protektion. Hin und wieder gelang es mir mal, eine kleine Zeichnung an eine Zeitschrift abzusetzen. Aber was erhält man denn dafür? Zwanzig Mark."

„Und wie ist Ihnen denn nun dieser Hundertmarkschein ins Haus geflattert?"

Der junge Mann blickte starr vor sich hin. Ein finsterer Trotz beherrschte seine Züge, während er kurz hervorstieß: „Das habe ich ja schon gesagt!"

„So? Na es schadet doch nichts, wenn Sie Ihre Angaben wiederholen."

Aber der Arrestant gab keine Antwort; eine sichtliche Nervosität kam über ihn; seine Finger griffen an der linken Seite des Stuhles hin und her; sein Blick erhob sich, huschte zu dem Kriminalkommissar hinüber, der ihn interessiert beobachtete, und heftete sich dann wieder auf den Fußboden.

Kopfschüttelnd sah ihn der Untersuchungsrichter an.

„Nun?" fragte er.

Da nahm der Kriminalkommissar lächelnd das Wort.

„Er wird es wahrscheinlich wieder vergessen haben."

Er gestattete sich jetzt ein lautes Lachen, in das der Richter einstimmte.

„Ach so!"

Dann blätterte er wieder in dem Aktenstück und fand endlich die Stelle: „Sie haben angegeben, daß Sie ein Aquarell verkauft hätten, und zwar an einen Herrn Walter in der Hohenzollernstraße sechs. Stimmt das?"

Ein ganz leises „Ja" kam aus dem Munde des Malers.

Der Untersuchungsrichter wandte sich an den Kriminalkommissar.

„Sie haben nachgefragt?"

„Jawohl, Herr Landgerichtsrat. In dem Hause wohnt überhaupt kein Herr Walter."

Der Untersuchungsrichter nickte.

„So — so! Also ein ganz plumper Schwindel. Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut. Sie sehen doch gar nicht so unintelligent aus." Er beugte sich über den Tisch hinüber und streifte den Blick des ihm Gegenübersitzenden, der ganz in sich zusammengesunken war. „Warum gebrauchten Sie denn die dumme Ausrede?"

Der Angeredete hob mit einem Ruck seinen Blick.

„Weil man mir ja doch die Wahrheit nicht geglaubt hätte."

„Und wie lautet diese unglaubliche Wahrheit?" fragte der Richter sarkastisch.

Die Hände des Gefangenen ballten sich wieder; alle Muskeln in ihm schienen sich anzuspannen und mit krampfhafter Anstrengung stieß er hervor: „Ich habe ihn gefunden!"

„Gefunden!" Der Richter lachte, erwiderte aber gleich darauf mit geheuchelter Strenge: „Wissen Sie auch, daß auf Fundunterschlagung Gefängnisstrafe steht?"

Der junge Mann schien zu erschrecken; mit einem ungewissen scheuen Blick sah er zu dem ihn scharf Fixierenden hinauf; seine Augenlider flirrten unruhig.

„Ich sehe Ihnen ja an, daß Sie lügen", fuhr der Richter dringlich fort. Und mit einem wohlwollend, fast väterlich klingenden Ton setzte er hinzu: „Ich glaube, es ist das beste, Sie sagen nun endlich die Wahrheit."

Der Arrestant sah eine Weile schweigend zu Boden; wieder schien er mit sich zu ringen. Endlich hob er sein Gesicht, auf dem ein kleinmütiger, verzagter Ausdruck lag und auch seine Stimme klang verschüchtert und leise: „Ich habe die hundert Mark geschenkt bekommen."

Der Untersuchungsrichter schlug mit der flachen Hand ärgerlich auf den Tisch. Aber gleich darauf bezwang er sich und entgegnete ruhig, beinahe jovial: „Schön! Sie haben ihn also geschenkt erhalten. Nun brauchen Sie bloß noch anzugeben, von wem. Wir fragen dann sofort nach und bestätigt sich Ihre Angabe, dann werden Sie sogleich entlassen."

Wieder erschien ein sarkastisches Lächeln in den Mienen des alten Herrn, während er, den Kriminalkommissar mit einem Blick streifend, hinzufügte: „Ja, wir werden dann noch ein übriges tun und uns bei Ihnen entschuldigen, daß wir Sie unter einem so häßlichen Verdacht festgenommen haben ... Also wer ist der hochherzige Geber?"

„Das kann ich nicht sagen!"

Es kam dumpf zwischen den aufeinandergebissenen Zähnen hervor. Der Untersuchungsrichter nickte.

„Das habe ich mir wohl gedacht. Sie kennen seinen Namen nicht. Es ist der bekannte große Unbekannte, der Ihnen den Hundertmarkschein in edler Aufwallung anonym zugeschickt hat."

Der Maler zuckte unter dem grimmigen Hohn sichtbar zusammen. Er rückte sich in eine straffe Haltung, sah dem ihn spöttisch Beobachtenden voll und trotzig ins Gesicht und erwiderte scharf: „Sie irren. Ich kenne die betreffende Persönlichkeit sehr wohl. Aber ich werde sie nicht nennen!"

„Um so schlimmer für Sie. Dann werden wir Sie natürlich festhalten müssen unter dem Verdacht der Falschmünzerei."

„Ich kann Sie nicht daran hindern."

„Nein, das können Sie nicht. Aber ich möchte Ihnen doch zu bedenken geben: angenehm ist solch eine Untersuchungshaft nicht. Und wenn Sie wirklich so unschuldig sind, wie Sie behaupten, dann läge es doch in Ihrem eigenen Interesse, den Namen des Ihnen bekannten Spenders zu nennen. Also?"

Doch der Maler schüttelte heftig mit dem Kopf, seine Augen flammten, seine Gestalt rückte sich energisch zusammen, alles in ihm schien zornige Abwehr.

„Nein, nein, nein!" rief er entschieden. „Und wenn Sie mich zehn Jahre einsperren, Sie werden von mir nichts erfahren!"

„Vielleicht können Sie uns wenigstens sagen, warum Sie Ihren Wohltäter nicht nennen wollen?"

„Nein! Das ist meine Sache!"

„Schön! Wir haben Zeit. Uns wird es jedenfalls leichter als Ihnen, zu warten."

Der Richter diktierte dem anwesenden Gerichtsschreiber das Protokoll und ließ darauf den Untersuchungsgefangenen abführen. Während er noch mit dem Kommissar die erforderlichen, weiteren Maßnahmen besprach, beherrschte ihn ganz die Ungeduld, die schon ein paarmal bei dem Verhör zum Durchbruch gekommen war. Er zog seine Uhr und brach plötzlich ab.

„Die höchste Zeit!" murmelte er und eilte, seinen Ueberzieher anzuziehen und seinen Hut zu ergreifen.

II.

Es war schon viertel auf zwei, als Landgerichtsrat Werder auf dem Bahnsteig des Lehrter Bahnhofes anlangte. Seine Augen überflogen suchend den langgestreckten Raum; seine Stirn legte sich in unmutige Falten und seine Zähne nagten heftig an der Unterlippe. Plötzlich leuchtete es freudig in seinen Mienen auf und ein tiefer, befreiender Atemzug hob seine Brust. Dann eilte er mit fast jugendlicher Lebhaftigkeit auf eine Dame zu, die in eleganter Toilette am andern Ende des Bahnsteigs wartend stand, den Kopf sinnend auf die Brust gesenkt.

Als seine hastenden Schritte in ihrer Nähe erklangen, drehte sie sich um und begrüßte ihn mit einem zerstreuten Lächeln. Er reichte ihr herzlich die Hand.

„Ich danke Dir, Irmgard! Weißt Du, daß ich schon fürchtete, Du würdest nicht gekommen sein?"

„Aber ich hatte Dir doch versprochen —"

„Freilich, freilich. Immerhin hättest Du doch im letzten Augenblick noch anderen Sinnes werden können. Er sah der hübschen jungen Frau, die fast dreißig Jahre jünger war als er, mit besorgtem und ermunterndem Blick ins Auge. „Ich weiß ja, wie schwer Dir dein Versprechen geworden ist."

Es vibrierte empfindlich um ihre Mundwinkel.

„Ist es ein Wunder —"

Er unterbrach sie etwas hastig, ein wenig nervös.

„Freilich, freilich: Richard hat sich unehrerbietig, um nicht zu sagen ungezogen, gegen Dich, gegen mich benommen. Aber er ist mein einziger Sohn, und es sind drei Jahre her. Wir müssen es endlich einmal vergessen. Er scheint ja doch auf dem besten Wege, es wieder gut zu machen." Er griff mit einer impulsiven Bewegung nach der Hand der ihm Gegenüberstehenden: „Es ist mein höchster, sehnlichster Wunsch, liebe Irmgard, daß sich zwischen Dir und Richard ein möglichst gutes Verhältnis anbahnt."

Sie nickte, nicht sehr lebhaft, aber doch freundlich.

„Ich werde mir jedenfalls alle Mühe geben."

Er drückte noch einmal ihre Hand herzlich.

„Ich danke Dir im voraus."

Eine sichtbare Bewegung und Unruhe machte sich auf dem Bahnsteig bemerklich. In die Mienen des anwesenden Publikums trat etwas Erwartungsvolles, Aufgeregtes. Bahnbeamte liefen hin und her, ihre Stimmen erschallten laut über den Bahnsteig: „Zurücktreten!" Leere Gepäckkarren auf quietschenden, eisernen Rädern wurden herangeschoben. Und jetzt ein schweres Rollen und Stampfen, das langgezogene Stöhnen und Fauchen des Dampfrosses.

Landgerichtsrat Werder zog seine Gattin sanft am Arm von dem Rande des Bahnsteigs zurück. Sein Gesicht hatte sich gerötet, seine Augen glänzten feucht, alle Nerven und Fibern schienen ihm zu zucken. Seine Blicke flogen forschend nach den Fenstern des einlaufenden D-Zuges. Da streckte sich eine Hand aus einem der offenen Gangfenster; ein blonder, mit der einfachen, blauen Marine-Dienstmütze bedeckter Kopf nickte lebhaft, und eine frische, laute Stimme ertönte: „Papa!"

Dem alten Herrn traten die Tränen ins Auge; seine Stimme klang lallend, erstickt: „Richard! Mein Junge!"

Mit einer mechanischen, hastigen Bewegung löste er seinen Arm von dem seiner Gattin, um näher an den Zug heranzutreten. Ganz von seiner fiebernden Erwartung, von seiner ungestümen Freude benommen, bemerkte er nicht, daß sich ein Schatten auf ihre hübschen, feinen Züge senkte und daß ein Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit ihre Mienen ein paar Sekunden lang beherrschte.

Der Zug hielt endlich; der junge Marineoffizier sprang leichtfüßig, ebenfalls freudig erregt, die Stufen der Wagentreppe zum Bahnsteig hinab.

Die beiden Männer zogen einander, von gleichen Gefühlen bewegt, lebhaft in die Arme und küßten sich wiederholt herzlich. Besonders der alte Herr schien alles um sich herum zu vergessen, und in diesen Sekunden nur Sinn und Augen für den heimkehrenden Sohn zu haben.

Er hielt ihn nach der ersten stürmischen Begrüßung an den beiden Händen fest und schien sich an den frischen, sonnengebräunten, männlich hübschen Zügen seines Einzigen nicht sattsehen zu können.

„Mein Junge! Mein Junge!" stammelte er erschüttert, während ihm die hellen Tränen auf die Wangen tropften.

Der Sohn war es, der sich zuerst erinnerte, daß sie nicht allein waren.

„Gestatte, Papa," sagte er, „daß ich — Mama" — das Wort kam schwerfällig von seinen Lippen.

Der alte Herr strich sich mit der zitternden Rechten über die feuchten Augen; eine leise Ernüchterung, wie das Erwachen aus einem Traum, kam über ihn.

„Ja — jawohl!" gab er hastig zurück und zog seinen Sohn an der Hand vorwärts.

Die junge Frau schritt ihnen schon entgegen. Sie streckte dem sich ihr rasch Nähernden freundlich die Hand entgegen. Er erfaßte sie respektvoll, beugte sich tief herab und berührte sie mit seinen Lippen ehrerbietig. Die Begrüßung hatte ganz den Anstrich kalter Formalität, wie zwischen zwei Fremden, die sich zum erstenmal sehen.

Um so freudiger, aufgeräumter gebärdete sich der alte Herr. Mit einem Arm seinen Sohn umschlingend, sagte er lächelnd zu seiner Frau: „Nun, wie findest Du ihn? Hat er sich sehr verändert?"

Ein Ausdruck leichter Verlegenheit huschte über das Gesicht der jungen Frau. Der Offizier half ihr über ihre Befangenheit hinweg, indem er sich dem Arm seines Vaters entwand.

„Du verzeihst, Papa! Aber ich habe doch meine Sachen —"

Er sprang wieder die Treppe zu dem Wagen hinauf und kehrte gleich darauf mit seinem Mantel und einer kleinen Reisetasche zurück.

Auch der alte Herr fand sich inzwischen in die trivialen Notwendigkeiten des Lebens zurück.

„Gib mir mal Deinen Gepäckschein, Richard!" forderte er auf.

Und als der Sohn abwehren wollte, um sich selbst der kleinen Mühe zu unterziehen, beharrte er lebhaft auf seinem Willen.

„Nein, nein! Das besorge ich!"

Seine Liebe für den Heimgekehrten, seine Freude, ihn nach so langer Trennung wieder zu haben, verlangte nach einer Betätigung. Als er den Gepäckschein empfangen hatte, winkte er dem Sohn, die Stiefmutter zu führen. Er selbst eilte voraus. Richard Werder bot der jungen Frau seines Vaters den Arm und führte sie dem Ausgang zu. Ihre Unterhaltung war ebenso förmlich und gemessen wie ihr bisheriges Verhalten gegeneinander.

„Sie haben eine gute Reise gehabt?"

„Ich danke — so leidlich."

„Hatten Sie ruhiges Wetter während der Seefahrt?"

„Drei Tage lang einen entsetzlichen Sturm. Es war scheußlich! Aber als Seemann ist man das ja gewöhnt!"

Sie schwiegen wieder. Sie konnten beide über die Befangenheit, in die die Erinnerung an die Vergangenheit sie versetzte, nicht hinwegkommen. Vor drei Jahren ungefähr hatte Richard Werder seiner Stiefmutter eine schwere Kränkung zugefügt. Als ihm sein Vater nach Kiel, wo er damals stationiert gewesen, seine bevorstehende Vermählung mit Irmgard Thiele mitgeteilt, hatte er eine kurze, trotzige Antwort geschrieben. Er sei kein Heuchler, und so könne er es nicht über sich bringen, ihm zu dieser Heirat Glück zu wünschen. Der alte Herr aber hatte den Schmerz und die Empörung, die ihm der unkindliche Brief bereitet, mit großer Selbstüberwindung in sich zurückgedrängt und seinem Sohn in einem längeren Schreiben seine Gründe ruhig und liebevoll auseinandergesetzt und ihn zu begütigen gesucht. Er achte die Empfindung des Sohnes, der das Andenken an seine verstorbene Mutter durch diese neue Heirat seines Vaters verletzt glaube. Aber er — der Briefschreiber — sei überzeugt, daß die Verstorbene ihm in ihrem gerechten, liebevollen Sinn nicht zürnen würde, könnte sie Kunde von seinem Vorhaben erhalten. Die Mutter Irmgards, die Witwe eines verstorbenen Kollegen, die als Repräsentantin seinem Haushalt vorstand, sei sehr leidend gewesen, und die Sorge um die Zukunft ihrer Tochter, die einmal völlig mittellos zurückbleiben werde, habe sie schwer bedrückt. Da habe er denn der Kranken versprochen, ihre Tochter nicht zu verlassen. Als die alte Dame bald darauf gestorben, sei es seine Absicht gewesen, dem jungen Mädchen die Leitung des Haushaltes zu übertragen. Es hätten sich aber doch allerlei Schwierigkeiten und Bedenken erhoben. So habe er sich denn entschlossen, Irmgard zu fragen, ob sie seine Frau werden wolle. Das junge Mädchen habe nach kurzem Bedenken seinen Antrag angenommen und ihm ausdrücklich erklärt, daß ihr Herz frei sei, daß sie für ihn eine aufrichtige warme Sympathie hege und gern die Seine werde .... Der Brief des alten Herrn aber hatte nicht die gewünschte Wirkung erzielt, und als bald darauf die Einladung zur Hochzeit eintraf, hatte Richard Werder unter einem Vorwand abgelehnt. Das hatte den Vater schwer, sehr schwer getroffen, und die junge Frau hatte sich auf's tiefste verletzt und beleidigt gefühlt. Sie hatte die Absage wie eine gehässige Feindseligkeit empfunden, wie die Erklärung, daß sie eine Unwürdige sei, die er als Mutter nicht anerkenne. Freilich, der Altersunterschied zwischen ihnen beiden war gering genug, sie hatte bei der Hochzeit vor drei Jahren vierundzwanzig Jahre gezählt, er nur ein Jahr weniger. Immerhin hatte sie gehofft, er würde ihr als der Frau seines Vaters doch wenigstens die äußerliche Rücksicht und Achtung bezeigen. Aber er hatte auch weiter in seiner feindseligen Gesinnung beharrt und ihr nicht eine Zeile zukommen lassen. Ein Jahr Monate nach der Hochzeit traf zum erstenmal wieder Nachricht von ihm bei dem Vater ein. Es war die kurze Mitteilung, daß er auf seinen Wunsch mit der fälligen Ablösung nach Kiautschou kommandiert sei.

(Fortsetzung folgt.)

Manche Mädchen laufen soviel auf der Gasse herum, bis sie schließlich sitzen bleiben.